



«Berner Woche»

Öffentliches Hacking: das Festival Ckster.
Ein Clown als Aktmodell: Marco Morelli.
Klangforschung in der Einsamkeit: Mathon.
Afro-Neuerer: Jupiter Bokondji. 27-31

Phantom der Kunst

Bilder, die einer gemalt hat, den es nicht gibt:
Vern Blossum in der
Kunsthalle Bern. 26

Fantast der Musik

Er ist in sich gegangen und bringt von dort
Grossartiges mit: Bona-
partes neue Platte. 32

Der kleine **Bund**



Es kann einem schon biblisch zumute werden mit Aussichten wie diesen: Rio de Janeiro, Brasilien, 2002. Foto: Tobias Madörin (zvg)

Das hält nur der liebe Gott aus

Ebenso überwältigende wie niederschmetternde Ansichten vom fortwährenden Um- und Neubau der Welt: Der Fotograf Tobias Madörin zeigt sein Riesenwerk «Topos».

Daniel Di Falco

Gerade oft passiert es ja nicht mit der Fotografie, dass sie einem zu viel wird. Aber in diesem Bildband ist es spätestens nach der ersten Hälfte so weit. Genug jetzt! Genug mit dem pausenlosen Schürfen und Pflügen, mit dem Schaufeln und Sprengen, Planieren und Teeren, Pumpen und Stauen, Mörteln und Mauern. Und hört endlich auch auf mit dem Golfen, Fussballspielen, Lastwagenfahren, Kehrrechtstapeln, Heckenschneiden, Tontaubenschüssen, mit dem Aufstellen von Liegestühlen, Containern, Buden, Hotels, Kränen, Biertanks, Wohnsilos, Büropalästen, Hochspannungsmasten, weil irgendwann doch auch einmal Ruhe sein muss.

Einrichten, herrichten, zurichten

Aber schon geht es weiter. Im ugandischen Kabale machen sie den Urwald zu Kleinholz, in Cottbus hobeln sie mit einem Kohlebagger die Erde auf, in Valparaiso bepflanzen sie einen ganzen Berg mit Wellblechdachhäuschen, in Kuala Lumpur zerkratzen sie mit Scheinwerfern die Nacht, und an den Strand von Amrum, in die kargen Dünen der Nordsee, haben die Liebhaber der Natur, der frischen Luft und der Ruhe eine quietschbunte Bretterbude gepflanzt. Die fügt sich mit so viel Harmonie in die Landschaft, als wäre Pippi Langstrumpf

unter LSD in den Baumarkt gefahren. Man muss kein Romantiker mehr sein, um jetzt an Blaise Pascal zu denken, den Philosophen, der schon vor vier Jahrhunderten bemerkt hat, alles Unglück der Menschen rühre daher, dass sie nicht in ihren Zimmern still sitzen könnten. Nicht vorausgesehen hat der Mann allerdings, dass die Menschen ihre Zimmer bald überall hinbauen würden.

«Topos», so heisst der Band, er zählt einhundert Bilder, und die haben es in sich. Wobei der Überdruß nicht gegen, sondern für den Schöpfer dieser Aufnahmen spricht. Tobias Madörin ist um den halben Globus gereist, um sich anzusehen, was die Leute alles anstellen mit der Physis der Welt. Überbaute Landschaften, zivilisierte Natur, funktional formatierte Umwelt, das Wuchern der Städte, urbane Biosphären, künstlich begrünte Metropolen, die Sterilität unserer Ferienparadiese und die

Madörin rollt dem Auge einen roten Teppich aus. Trotzdem möchte man kein einziges seiner Bilder bewohnen.

Tröstlosigkeit unserer Freizeitreviere – Madörin zeigt all das mit einem distanzierten, unpathetischen und doch betörenden Blick.

Man möchte ja kein einziges dieser Bilder bewohnen. Aber sie führen einem ein bekanntes Desaster mit einer fast schon unheimlichen Verführungskraft vor. Madörin rollt dem Auge einen roten Teppich aus, indem er es zuerst meist leicht erhöht vor einer monumentalen Aussicht platziert, bevor es dann mit raumgreifenden Perspektiven ins Gelände eintauchen lässt. So sieht man regelmässig mehr, als man für möglich gehalten hätte. Und eben aushalten könnte. Heftiges, wiederkehrendes Augenreiben: Das kann doch nicht wahr sein.

Die Kamera tastet das Gelände ab

Nicht umsonst erinnert Nadine Olnetzky, Herausgeberin des Bands, in ihrem einleitenden Aufsatz an die grossen Landschaftsgemälde des 19. Jahrhunderts, diese raffinierten Kompositionen, die gleichzeitig ebenso viel Übersicht wie Tiefe produzierten. Tobias Madörin bekommt nun dasselbe mit seiner Grossformatkamera hin, und da kann man auch gleich noch zitieren, was die Herausgeberin über den Gestus der «New Topographics» sagt; jener Bewegung also, die nach 1975 von den USA aus

Fortsetzung auf Seite 26

Kultur

Fortsetzung von Seite 25

Das hält nur der liebe Gott aus

die Landschaftsfotografie revolutionierte, indem sie statt der hehren Natur die vom Menschen gestaltete Umwelt zeigte. Sie gebrauchte den Apparat nämlich in einer Weise, die man nun auch bei Madörin wiedererkennt: wie ein «Lesegerät», so Olonetzky. «Die Kamera steht nicht im Dienst einer Geschichte und reportiert schon gar nichts auf den ersten Blick Dramatisches, sondern tastet das Sichtbare ab und konstatiert, kontempliert oder analysiert die Umgebung.»

Auf fast allen Kontinenten

Jene fotografische Bewegung, einst verstörend mit der Kunstlosigkeit ihrer Sujets, der ausfransenden Vorstädte, der Industriezonen und Autobahnen, der ganzen Profanitäten der Zivilisation – mittlerweile ist auch sie Kunst. Und ihre Statthalter hat sie längst auch hierzulande gefunden (Fotografen wie Nicolas

«Topos» Weitere Bilder aus der Serie:

www.madoerin.derbund.ch

Faure, um den Pionier und Patron zu nennen). Trotzdem ist Tobias Madörin – 1965 in Basel geboren, ausgebildet an der dortigen Kunstgewerbeschule, heute von Zürich aus tätig – viel mehr als nur der Replikant einer etablierten Disziplin. Was «Topos» zu etwas Eigenem, etwas Grandiosem macht, ist eben auch der gewaltige Radius von Madörins Erkundungen: Er arbeitet schon zwei Jahrzehnte an seinem Thema, und er hat seine menschengemachten Landschaften auf allen Kontinenten gesucht. Nur von den beiden Polen und aus Australien gibt es keine Bilder in «Topos».

Natürlich kann da auch die Schweiz kein Trost sein. Madörin zeigt ein Dutzend Ansichten aus den hiesigen Alpen: die mit Staumauern verriegelte Bergwelt der Grimsel (siehe Seite 1), Förderbänder und Kieskegel am Ufer des Lago Bianco auf der Bernina, und am Susten hat man einen Schiessstand ins Geröll gegraben, das der Gletscher am Bockberg hinterlassen hat.

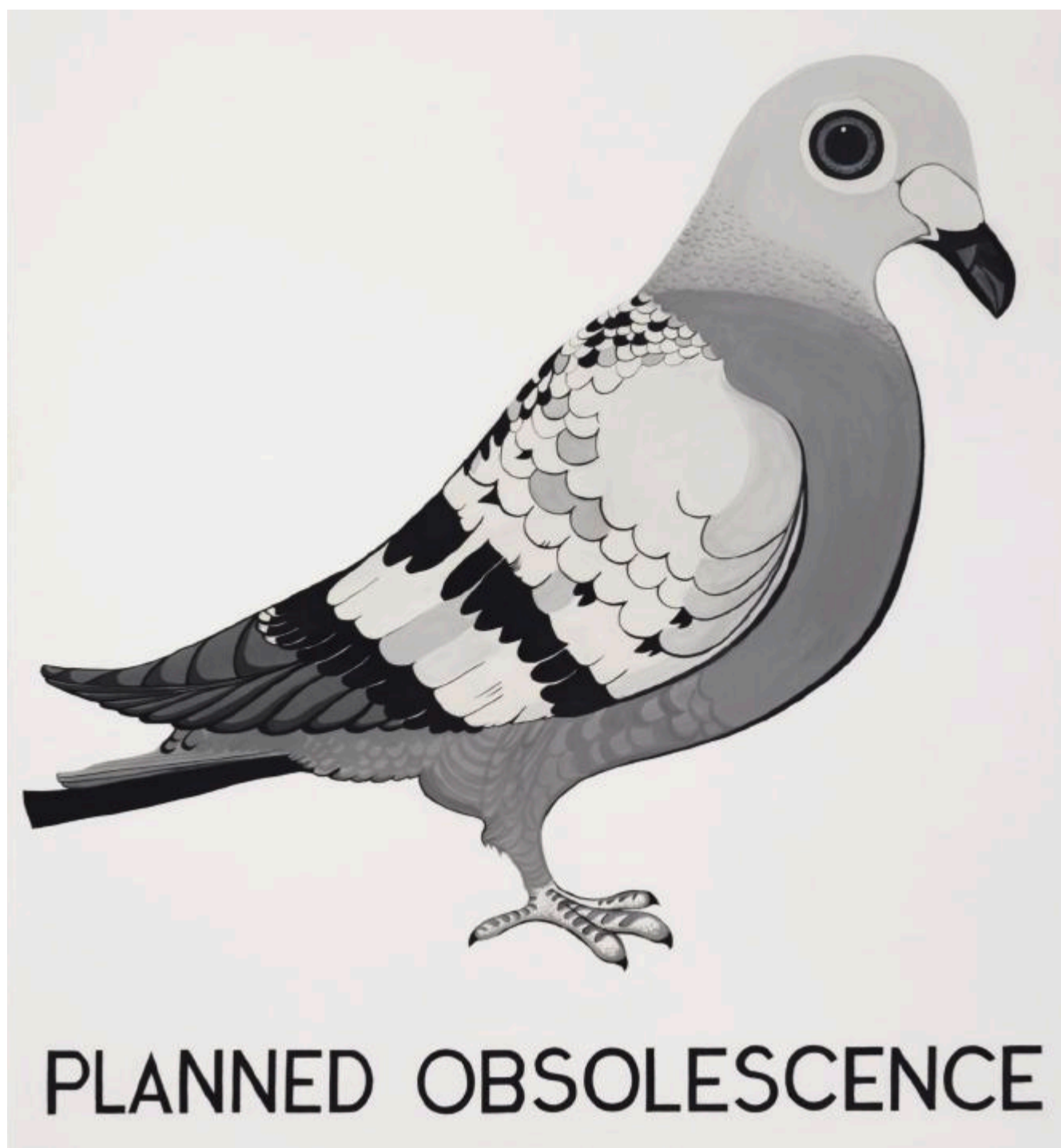
Gottes Auge, aber nicht seine Bilanz

Wer hat die Leute eigentlich auf solche Ideen gebracht? Der liebe Gott wohl, mit seinem «Füllt die Erde und macht sie euch untertan»-Geheiss. Es wird einem mit «Topos» ja durchaus ein bisschen biblisch zumute, und daran ist Madörin nicht unschuldig – dieser erhöhte, alles erfassende Blick auf die niemals ruhenden Bau- und Bastelumtriebe der Menschheit. Zur selben Bilanz kommt man hier allerdings nicht.

«Und Gott sah alles an», heisst es in der Bibel, «und sah: Es war alles sehr gut.» Von wegen.

Tobias Madörin: *Topos. Scheidegger & Spiess, Zürich 2014. 224 Seiten, 102 Abbildungen, etwa 99 Franken. Ausstellung der Bildhalle Kilchberg in der Zürcher Photobastei: bis 6. Juli, www.bildhalle.ch, www.photobastei.ch.*

Anzeige



Als hätte dieses schmale Werk seine Auslöschung selber bestimmt: Vern Blooms «Planned Obsolescence», 1963. Bild: Kunsthalle Bern

Zu wahr, um gut zu sein

Vern Bloom war ein Avantgardist der Pop-Art. Dabei sind seine Bilder realer als er selbst. Die Kunsthalle zeigt die bisher umfangreichste Ausstellung eines Phantoms.

Martin Bieri

Diese Geschichte ist fast zu gut, um wahr zu sein. 1961 beginnt in den USA ein Mann namens Vern Bloom Bilder im Stil der gerade erst aufkommenden Pop-Art zu malen. Sie tauchen in Ausstellungen auf, Sammler kaufen, selbst das Moma in New York ersteht eines. Doch niemand weiss, wer der Künstler ist. In einer autobiografischen Notiz gibt er sich als 1936 in Denver geborenen Autohändler und Autodidakten aus, andere Quellen behaupten, er habe eine Kunstschule besucht. Manche halten ihn für eine Schwindler, andere glauben an einen Scherz.

Nach drei Jahren hat Bloom genug. Der Unbekannte verschwindet ganz. 1973 unternimmt die Leitung des Moma einen letzten Versuch, seine Identität zu klären, dann hängt sie das Bild ab; es zeigt eine abgelaufene Parkuhr. Seit diesem Tag hat so gut wie niemand mehr etwas von Vern Bloom gesehen oder gehört.

Ein verführerischer Zweifel

Nun, über ein halbes Jahrhundert später, sind 30 der 45 bekannten Gemälde Blooms in der Kunsthalle Bern ausgestellt. Die vom Westschweizer Lionel Bovier kuratierte Schau ist die umfangreichste, die es von diesem Phantom je gegeben hat. Blooms Bilder sind ein optisches Pendant zu den kürzlich wiederentdeckten Songs von Sixto Rodriguez, dem durch den Dokumentarfilm «Searching for Sugar Man» all die öffentliche Liebe zuteilwurde, die ihm vorher versagt war. Doch die Story von Vern Bloom ist nicht so rein, sie ist mit Gift versetzt. Mit dem Gift des Zweifels und der Verzweiflung. Bloom ist ein Sugar Man, der Unheil bringt.

Zuerst einen existenziellen, verführerischen Zweifel: 2006 soll das erste wieder aufgetauchte Bild von ihm zehn Dollar gekostet haben. Durch die Arbeit einiger Galeristen und Journalisten wurde aus dem Phantom allmählich wieder eine Person und dann ein Produkt. Letzten

Dezember wurden die jetzt in Bern hängenden Gemälde an der Art Basel Miami für Beträge zwischen 20 000 und 40 000 Dollar angeboten. Der Markt ist süchtig nach Neuem und Vergessenem. Das ist das Paradox der Verlierer: Der illoyalen Kunstwelt dienen sie als kathartischer Fetisch eines verlustreichen Starsystems. Wer käme da nicht auf den Gedanken, man könnte einen solchen Outsider auch einfach erfinden, sei es aus Geltungsdrang, sei es aus Spottlust. Doch in der Kunsthalle liegen Beweise auf, Abbildungen in Katalogen aus der Zeit, Ausstellungsnachweise, Briefe, und selbst nach 50 Jahren kann ein Bild noch so gut aussehen, so unversehr, das Weiss noch so hell, als wäre es eben erst einem Gletscher entkommen.

Die Zeit hat angehalten: Wir sind in den jungen Sechzigern und sehen einfache, flache Bilder in Öl, isolierte Gegenstände auf weissem Grund, urbanes Mobiliar. Ein Hydrant, ein Briefkasten, viele Parkuhren. Dazu popkulturelle Motive, ein Hund aus dem Comic «Little Orphan Annie» von 1924, eine Katze, das Firmensignet des Gummisohlenherstellers Cat's Paw, und eine seltsame Serie von Blumen mit enzyklopädischer Legende. Überhaupt sind alle Bilder mit Textzeilen versehen. Der Hydrant ist eine «Hommage an Iwan K.», an Iwan Karp, den Galeristen und Entdecker Blooms. Angeblich soll der Maler seine Freundin an Karp verloren haben, als sie ihm die Bilder ihres Geliebten präsentierte.

Das Memento mori im Namen

Die vielen Parkuhren zählen die Zeit und nehmen Warhols Statement über die 15 Minuten Berühmtheit vorweg, wenn sie nicht «out of order» sind oder «abgelaufen», wie ein überraschenderweise deutsch beschriftetes Bild heisst. Sempel, raffiniert und sehr unheimlich. Über allem liegen eine sibyllinische Häme und der Anschein von Vergänglichkeit, als hätte dieses schmale Werk seine eigene

Auslöschung selber bestimmt. Eine graue Taube mit schwarzen Augen heisst «planned obsolescence», geplante Veraltung. 1964, als Bloom nicht mehr weitermalen will, malt er zwei Stoppschilder. Es sind die letzten Gemälde im Stil der Pop-Art, die von diesem Künstler bekannt sind, der sein Memento mori schon im Namen trägt: «Vernal Blossom», Frühlingsblüte.

An einen Scherz glaubt nicht mehr, wer die Berner Ausstellung gesehen hat, zu viel Gift ist darin, zu viel Verzweiflung. Denn der Mann, der diese Bilder gemalt hat, unterdessen identifiziert, wollte ganz anders malen. Ein abstrakter Expressionist sei er gewesen, heisst es, der Kunstgeschichte verpflichtet; er habe im Malen seine Identität finden wollen und nicht eine Identität malen wollen, damit sie andere kaufen konnten. Nach der Pop-Art eine wirklich ganz obsoletere Position. Diese Geschichte ist zu wahr, um gut zu sein.

Bis 3. August, Eröffnung heute, 18 Uhr. www.kunsthalle-bern.ch.

Fälle und Zufälle «Revelry»

Im Untergeschoss und im Garten der Kunsthalle versammelt Tenzing Barshee, der Assistenzkurator, unter dem Stichwort «Revelry» («Feier») mehrheitlich Künstlerinnen, deren Arbeiten durch biografische Parallelen und Zufälle zusammengehalten werden und das Verhältnis von Privatheit, Freundschaft, Öffentlichkeit und Vermarktung thematisieren. Juliette Blightman zeigt einen Familienfilm, Lena Henke ein Familienstellen mit Skulpturen, Manfred Pernice Betonskulpturen, und Heike-Karin Föll befasst sich in dicken Arbeitsbüchern mit Sartres «Idioten der Familie». Im Rahmen der Ausstellung wird am 21. Juni (14 Uhr) der Film «The Story of Bern» gezeigt, basierend auf einem Bilderbuch von Dorothy Iannone, das einen Zensurvorfall unter der Direktion Harald Szeemanns behandelt. (mb)

Bis 3. August, Eröffnung heute, 18 Uhr

Kulturnotiz

Bühne Ein Fest des jungen Theaterschaffens

Synergien nutzen in der Kulturindustrie? Das Jugendtheaterfestival Spiilplätz tut genau das. Für den viertägigen Aufführungsreigen haben sich Dampfzentrale, HKB, Schlachthaus, Tojo, Brückenpfeiler und Vidmar zusammengetan, um dem jungen Theaterschaffen bis Samstag in Bern eine Plattform zu bieten. In Aktion treten zwölf Jugendtheaterclubs aus der ganzen Schweiz mit etwa 200 Beteiligten. Das Programm: www.spiilplaetz.ch. (klb)

Hunde und Hochstapler

Romanadaptionen, Klassiker und Entdeckungen: Auch in seiner 19. Saison setzt das Effinger-Theater auf seine bewährte Vielfalt.

Brigitta Niederhauser

Das Theater an der Effingerstrasse hat ein Problem: Bald gehen ihm die guten Plätze für die Abonnenten aus. 2245 Abos sind es zurzeit, Tendenz steigend. «Die Abonnenten wollen nun mal gute Plätze», sagt der künstlerische Leiter Markus Keller, «die sind jetzt dann aber bald alle weg.»

Es geht ihm gut, dem kleinen Theater in Bern, dessen Haupteinnahmen die verkauften Eintrittskarten sind. Bei einem Budget von 1,65 Millionen Franken beträgt der Eigenfinanzierungsgrad stolze 86 Prozent. In der nächsten Subventionsperiode (2016-2019) werden zudem die Beiträge der öffentlichen Hand um jährlich 41 000 Franken erhöht. «Nicht um 100 000, wie letzte Woche an der Medienkonferenz zu den Änderungen der kantonalen Kulturförderungsverordnung bekannt gegeben wurde», präzisiert Keller. Das Missverständnis sei entstanden, weil der Kanton seinen Beitrag um 90 000 Franken erhöhe, im gleichen Zug werde aber die Stadt ihre Subvention um 46 000 kürzen, und jene der Regionsgemeinden verringere sich um 3000.

Thomas Mann und Stephen King

Erfolgreich ist das Theater mit seinem bewährten Mix aus Romanadaptionen, Klassikern und Entdeckungen. Von den neun Premieren in der Saison 2014/15 basiert mehr als die Hälfte auf einem Roman oder einer Erzählung. «Die Auswahl an Stücken, die sich für unsere Bühne eignen, ist nicht sehr gross», erklärt Keller diese Häufung. Eröffnet wird die Saison mit Thomas Manns «Bekenntnissen des Hochstaplers Felix Krull» in der Fassung von Stefan Suske, der für einmal ein Stück ohne Publikumsliebhaber Uwe Schönbeck inszenieren wird. Berühmte Stoffe kommen weiter mit Kleists «Michael Kolhaas» (Co-Produktion mit Bozen), Stephen Kings Horrorstory «Misery» und «Elli» von Axel Hellstenius auf die Bühne.

Kaum bekannt ist hierzulande das Werk der amerikanischen Autorin Charlotte Perkins Gilman, die 1892 in «Die gelbe Tapete» ihre postnatalen Depressionen verarbeitete. Eine Erzählung, die jüngst auch die Schaubühne Berlin entdeckt hat. Aktuelle Gesellschaftsthemen nehmen «Toutou» und «Aussetzer» auf: In der sehr französischen Komödie von Daniel Besse und Agnès Tutennuit bringt ein verschwundener Hund das geordnete Leben eines Ehepaars durcheinander, und die Helden von Lutz Hübner müssen sich einmal mehr im Schulzimmer bewähren. Mit Ibsens «Volkfeind» schliesslich und Albees «Wer hat Angst vor Virginia Woolf?» bringt das Effinger-Theater noch zwei grosse Klassiker auf die kleine Bühne.

Ernst Gosteli zieht sich zurück

Während im Spielplan der wohlbekannte Kurs weiterverfolgt wird, zeichnen sich hinter der Bühne Veränderungen ab: Der 72-jährige Ernst Gosteli, der zusammen mit Markus Keller das Effinger-Theater gegründet hat, plant für 2015 seinen Rückzug. Die Nachfolge wird Tanja Geier übernehmen, die ab kommendem August mit ihm zusammen für die administrative Leitung zuständig sein wird. Tanja Geier, die in den letzten Jahren in England lebte, arbeitete bereits früher am Effinger-Theater als Dramaturgin.

www.dastheater-effingerstr.ch